

Welttag zur Überwindung der Armut

17. Oktober 2005



Erzählungen von Mut und Widerstand

Einleitung: Den Übergangenen eine Stimme geben

Seit 1987 wird am 17. Oktober der Welttag zur Überwindung der Armut gefeiert. ATD Vierte Welt verbindet mit diesem Tag drei Anliegen:

- den Menschen, die ein sehr hartes Leben haben, Ehre erweisen und ihren Widerstand gegen Not und Ausgrenzung würdigen
- den notleidenden und ausgegrenzten Menschen Gehör verschaffen und mit ihnen ins Gespräch kommen
- jedem einzelnen die Möglichkeit bieten, sich mit den Ärmsten dafür einzusetzen, dass die Rechte aller wirklich für alle gelten

Dieses Jahr haben wir in der Schweiz einen „Zeugenauftrag“ gestartet. Wir haben armutsbetroffenen und anderen Menschen vorgeschlagen, zur Vorbereitung auf den 17. Oktober mündlich oder schriftlich vom Mut und vom Widerstand der Ärmsten zu berichten. Warum dieser Aufruf? Allzu oft hörten oder lasen wir, die Menschen, die in Armut leben, wollten „nicht kooperieren“, sie würden „keine Arbeit suchen“, sie seien „unhöflich“ oder gar „Profiteure“. Wir wollten, dass diese Menschen selber sagen können, wie sie der Verelendung widerstehen. Wir wollten, dass auch Menschen, die zur Zeit nicht in Armut leben, darüber berichten, wie sich die Ärmsten tagtäglich wehren, um zu leben und nicht nur zu überleben.

Verschiedene Organisationen haben auf unseren Zeugenauftrag reagiert: Vereinigungen aus der Region Basel vermittelten einem ständigen Mitarbeiter von ATD Vierte Welt Interviewpartner für ein Video über Mut und Widerstand. Der erste Teil dieses Videos wird um den 17. Oktober an etwa zehn Orten gezeigt. Zwei andere Organisationen stellten uns Texte aus dem Vorjahr zur Verfügung: die Sozialberatungsstellen der römisch-katholischen Kirche Basel hatten für den 17. Oktober 2004 Aussagen über das Armsein gesammelt und der Genfer Verein Realise (Integration durch Arbeit), hatte in seinem Jahresbericht 2004 Interviews veröffentlicht. Zwei Verbände aus der Westschweiz eröffnen am 17. Oktober 2005 Ausstellungen, welche die Ausdruckskraft von Menschen, die mit Einsamkeit, Armut und Ausgrenzung konfrontiert sind, zur Geltung bringen.

Unsere Gesellschaft ist auf die Erfahrung und das Mitdenken der Menschen, die als hilfsbedürftig gelten, angewiesen. Mit diesen Erzählungen von Mut und Widerstand wollen wir dazu beitragen, dass sie als Partner ernst genommen werden.

«Wo immer Menschen dazu verurteilt sind im Elend zu leben, werden die Menschenrechte verletzt. Sich mit vereinten Kräften für ihre Achtung einzusetzen ist heilige Pflicht.»

Joseph Wresinski, 17. Oktober 1987

Die Texte in dieser Sammlung stammen aus verschiedenen Orten und unterschiedlichen Quellen. Zum besseren Schutz der Anonymität verzichten wir darauf, diese bei jedem Text anzugeben. Beim Durchlesen wurde uns klar, dass jede Aussage auch in einem anderen Kanton und die meisten auch in einem anderen Rahmen hätte gemacht werden können. Hier eine Zusammenstellung der Quellen:

- Die Erzählungen stammen von 24 Personen. Wir haben doppelt so viele Texte erhalten und mussten auswählen, kürzen, manchmal nur einen Ausschnitt aufnehmen, damit die Broschüre nicht zu umfangreich wurde. Von drei Personen haben wir zwei Aussagen aufgenommen.
- Die Erzählungen von 13 Personen stammen aus der Deutschschweiz (7 von ATD Vierte Welt, 4 von der Fachstelle Diakonie der römisch-katholischen Kirche Basel, 2 von Personen, mit denen andere Organisationen ein Interview vermittelten).
- Die Erzählungen von 11 Personen stammen aus der Romandie (4 von Association des familles du Quart Monde de l'Ouest lausannois, 5 von ATD Vierte Welt, 1 von Realise, 1 von LARC)
- Von diesen 24 Personen sind 2 Ausländer. So erwähnen wir in den Texten nicht eigens, wenn es sich um Schweizer handelt.

Sie ging in ihrer Wohnung und schloss alle Fensterläden

„Frau J. ist Mutter von sechs Kindern. Ihre Gesundheit ist seit langem geschwächt. Nach ihrer Scheidung kämpfte Frau J. jahrelang dafür, dass ihre Kinder nicht die ganze Kindheit in Heimen verbringen müssten. Sie war oft entmutig. Nichts hatte sie sich sehnlicher gewünscht, als ihren Kindern ein glückliches Familienleben geben zu können.“

Unterdessen sind die Kinder erwachsen und Frau J. lebt in einem kleinen Dorf. Anfangs war es schwierig, von den Bewohnern akzeptiert zu werden. Sie hatte den Eindruck, sie gelte im Dorf nicht als vollwertiger Mensch, da sie beim Heuen nicht mithelfen konnte.

Alle Kränkungen aus der Vergangenheit holten sie wieder ein, als sie von einigen Kindern beschimpft wurde und Erwachsene zuschauten, ohne einzugreifen. Frau J. sah darin ein weiteres Zeichen der Ablehnung durch das ganze Dorf. Sie dachte nun sogar daran, sich das Leben zu nehmen. Sie ging in ihre Wohnung im Dorfzentrum und schloss alle Fensterläden.

Nach zwei Tagen kamen die Polizei und die Feuerwehr. Frau J. wurde gefragt, warum ihre Fensterläden geschlossen seien. Sie erzählte, was geschehen war. Sie wurde gebeten, die Fensterläden wieder zu öffnen. Aber sie wollte dies erst tun, wenn die Dorfbewohner freundlich zu ihr seien. Es dauerte einige Wochen, bis alle Läden wieder offen standen. Jemand von der Gemeindebehörde hatte sich in dieser Zeit sogar bei ihr für das Verhalten einiger Mitbürger entschuldigt.

Da sie weiß wie es ist, wenn alle Leute Augen und Ohren vor der Not eines Mitmenschen verschliessen, geht es ihr sehr nahe, wenn jemand ähnliches erlebt. Deswegen besucht sie regelmäßig eine schwerkrank alte Frau im Nachbardorf, um die sich niemand kümmert. Einer anderen Frau, die nach dem Tod ihres Mannes mit all dem Papierkram nicht zurecht kam, hat sie zu einer Unterstützung durch die Gemeinde verholfen.“

Herr L.

Eine schöne Verfassung

„Am Anfang der Bundesverfassung steht so schön „*die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen*“. Als ich das gelesen habe, hatte ich das Gefühl, dass das nicht mehr ganz so ist, wie es sein sollte. Ich denke, dass heute eigentlich nur die Wirtschaft zählt. Wer leistungsfähig ist, der ist dabei, aber wer aus diesem Netz herausfällt, der ist nur noch ein mühsames Anhängsel. Ich bin einfach krank geworden und wurde von einem Tag auf den andern aus der Gesellschaft hinaus ... geschossen worden, von meinem Empfinden her. Und ich finde, das ist nicht richtig, Armut ist ein Teil unserer Gesellschaft und ich hätte gerne, dass es als das angeschaut wird. Das gehört dazu, es ist ein Teil davon und nicht irgendeine Ausnahmesituation. An diesem Tag sollte es allen klar werden, dass Armut nicht etwas ist, das neben aussen stattfindet irgendwo, sonder jedem passieren kann. Und dass es jeden etwas angeht. Das heißt, man muss gemeinsam vorgehen wie in einer Grossfamilie, wo jeder aufgehoben ist und mitgetragen wird und wo die andern ein bisschen mehr Tribut an Geld oder Zeit geben, jeder nach seinen Möglichkeiten.“

Frau W., eine alleinerziehende Mutter

Grosszügigkeit trotz schlechten Ansehens

„Ich wohne seit 50 Jahren in einem Arbeiterviertel. Nach und nach ist mir bewusst geworden, was die Familien um uns herum erleben, welchen Widerstand sie täglich leisten müssen um als Familie zu bestehen. Ich möchte dazu beitragen, dass die Ehre und die Würde dieser Menschen anerkannt werden. Ich möchte sie bekannt machen, damit man sie besser versteht, denn zuviele Leute übersehen ihren Mut und bleiben teilnahmslos.“

Ich kannte eine Familie mit sechs Kindern. Der Mann arbeitete, aber das Geld reichte nie bis zum Ende des Monats aus. Im Viertel war die Frau verrufen. Man sagte, sie habe zu viele Kinder, sie sei ein armer Teufel. Das Leben war hart, sie hatten nicht genug Platz zu Hause, aber sie liebten ihre Kinder. Die Mutter wurde kritisiert, weil sie trotz Geldmangel die „gute“ Butter für ihre Kinder kaufte; wer arm ist, hat sich mit Kochbutter zu begnügen. Trotz ihres schlechten Ansehens war diese Frau den Leuten gegenüber sehr grosszügig: Selbst wenn sie wenig hatte, teilte sie. Wenn Nachbarn im Krankenhaus waren, besuchte sie diese mit einem Blumenstrauß, und als ich meine Wirbelsäule gebrochen hatte, machte sie drei Monate lang wöchentlich meine Wäsche.

Heute ist sie eine ältere Dame. Sie hat ihren Mann verloren, ist aber selten alleine. Man spürt die Achtung und die Solidarität des Viertels: Ihre Nachbarn besuchen sie, und ihre Kinder und Enkel umgeben sie mit Zuneigung. All ihre Kinder sind jetzt in guter Stellung, sie haben es geschafft.

Ich möchte auch von einer anderen Familie sprechen, die in unser Viertel kam, nachdem sie aus ihrer früheren Wohnung ausgewiesen worden war. Der Vater arbeitete auf dem Bau, bis er an Silikose erkrankte. Die Mutter war nach ihrer

Geburt ausgesetzt worden, und hatte deshalb nicht viel Kraft. Sie war unstabil und hatte vor vielem Angst. Sie trank ein wenig, um sich Mut zu machen, aber keiner zeigte dafür Verständnis.

Sie bekam die Verachtung des Viertels zu spüren. Eines ihrer Kinder ging mit meinem Kind in die gleiche Klasse und eines Tages sagte mir die Lehrerin: „Könnten Sie nicht dafür sorgen, dass sie sich waschen?“ In der gemeinsamen Waschküche liess man die Frau links liegen, man fand, dass ihre Wäsche zu dreckig sei. Also hat sie Angst bekommen, in die Waschküche zu gehen, oft kam sie in einem traurigen Zustand und verspätet dort an. Sie wusste auch nicht mehr wohin mit all den Kleidern, die man ihr gab. Ich tat, was ich konnte, um sie zu unterstützen: Ein Jahr lang wusch ich ihre Wäsche mit meiner zusammen. Eines Tages hatten sie keine saubere Wäsche mehr zu Hause, und ihre Tochter kam zu mir, um ein Kleid abzuändern, damit sie zur Schulabschlussfeier gehen könne. Die Mutter fühlte sich erniedrigt, dass sie keine Familienhelferin wollte. Für sie war jede Hilfe ein Fingerzeig auf ihre eigene Unfähigkeit.

Diese Frau zeigte auch, dass sie sich um die anderen sorgte: Als meine Nichte nach einem Unfall starb, sprach sie mir ihr Beileid aus und kaufte mir eine Blume, obwohl sie finanziell sehr knapp dran war. Wenn sie zu mir kam zum Kaffee trinken, brachte sie immer etwas Nescafé mit. Sie spürte meine Zuneigung, sie konnte sie selbst sein, sie wurde nicht beurteilt. Oft tranken wir Kaffee gemeinsam mit der Frau, von der ich vorher erzählte. Es ist wichtig, jedem zu ermöglichen, aus seiner Isolation herauszukommen. Ihre Kinder waren stolz, dass ihre Mutter andere besuchen konnte.“

Frau K., die sich ihr Leben lang in einer Arbeiterfamilienbewegung einsetzt hat

Ich möchte sie bekannt machen, damit man sie besser versteht, denn zuviele Leute übersehen ihren Mut und bleiben teilnahmslos.

Sie hat gezeigt, wie man diese Familie achten kann

„Es ist schwierig, jemanden, der wirklich ganz unten ist, in unsere Mitte hereinzuholen. Vielleicht, weil es uns stark an den eigenen Schmerz erinnert, den wir lieber weit von uns haben möchten. In meiner Nachbarschaft lebt eine Frau, die allein ist mit ihren vier Kindern. Viele haben Angst vor ihr. Sogar Leute von uns, die wissen, was Armut ist, haben Mühe zu akzeptieren, dass sie in unserer Gruppe mitmacht.“

Einmal haben die andern uns Vorwürfe gemacht, weil meine Tochter ihre Kleine dieser Frau zum Hüten anvertraut hatte. Darauf hat meine Tochter ihre Sachen gepackt und ist mit dem Kind und dem Hund für eine ganze Woche zu ihr gezogen. Seither ist Ruhe. Meine Tochter hat gezeigt, dass es möglich ist, diese Familie zu respektieren und sogar mit ihr zusammenzuleben. Nun sind auch die andern weniger ablehnend.“

Frau S.

Es sollte noch mehr Leute geben, die offene Türen haben

„Meine Mutter hat mit ihrem Verhalten gezeigt, dass sie Widerstand leisten wollte gegen Not und Ausgrenzung. Bei ihr war die Tür immer offen, es konnte kommen, wer wollte. Sie hat zum Beispiel Michel aufgenommen, der Alkoholiker war. Das ist im Dorf auch auf Widerstand gestossen, aber trotzdem hat sie nicht aufgegeben. Sie hat für ihn geschaut, hat seine Kleider gemacht, für ihn gekocht. Er konnte schlafen, er hat alles gehabt. Wenn ich jemanden einladen wollte, hieß es: „Bring ihn nur heim.“ So sind meine Mutter und ich ein wenig zu Helferinnen geworden für andere Leute. Aber dafür wurden wir im Dorf auch angepöbelt und fast wie Hexen angeschaut.“

Ich finde es schade, dass die andern einfach die Augen zu machen vor der Not. Sie meinen, wenn sie selber ein Haus haben und ein bisschen Geld, dann seien sie schon wohlbehütet, dann gebe es niemanden der nichts habe. Das möchte ich ändern, aber es ist schwierig. Hier in meinem Dorf habe ich Kontakt mit einer Nachbarin aus dem Kosovo. Zuerst haben wir nur „Grüezi“ gesagt. Dann habe ich angefangen, mit ihr zu reden, wir haben einander ein wenig erzählt. Am Schluss haben wir zusammen die Steuererklärung ausgefüllt. Es sollte einfach noch mehr Leute geben, die einander helfen, die offene Türen haben, ein offenes Herz und offene Ohren. Vor allem offene Ohren!“

Frau M., 35 Jahre

He, du gehörst noch zu uns!

„Die erste Sache der Würde ist, die Leute zu grüssen. Von mir zu Hause bis zum Einkaufsladen sind es ca. 250 Meter. Die gehe ich täglich hin und zurück. Ich grüsse die Leute und werde sechs, sieben, acht Mal begrüßt. Das heißt: „He, du gehörst noch zu uns, du bist kein Fremder, du bist nicht ausgestossen.“ Es ist wichtig, dass man den Leuten sagt: „He, komm!“ und nicht: „Es hat keinen Wert mit denen. Du kannst mit dem nichts anfangen.“ Seit zwei Jahren suche ich Arbeit. Ich treffe Menschen an, die tatsächlich vergessen haben, sich sozial zu benehmen. Ich verlange, dass man mir in die Augen schaut, auch wenn ich ganz unten bin. Das hat nichts zu tun mit falschem Stolz, das ist Würde. Jeder Mensch ist wie er ist, mit seinen Qualitäten und seinen Schwächen. Aber dass man von vornherein sagt, einer, der nicht arbeitet, sei ein „fauler Sack“, das darf es nicht geben!“

Herr L., 50 Jahre, gebürtiger Franzose, seit 20 Jahren in der Schweiz

Der schönste Tag

„Ich bin ein 26jähriger Schweizer und ich habe vor einem Jahr erreicht, dass die Beistandschaft, die ich seit meinem neunzehnten Lebensjahr hatte, aufgehoben wurde. Keiner glaubte, dass ich das schaffen würde. Ich kann nicht lesen, und das hiess gleich für alle, dass ich mit den administrativen Angelegenheiten nicht zurecht kommen würde. Doch ich habe ihnen und auch mir das Gegenteil bewiesen.

Die Beistandschaft ist für mich das Schlimmste, was es gibt, denn du bist nicht mehr dein eigener Herr. Sie verwalten dein Leben, sie verwalten alles: Jedesmal wenn du etwas tun möchtest, musst du die Beistandin um Erlaubnis fragen. Sie entscheidet für dich oder schiebt die Entscheidung immer wieder hinaus, wie damals, als ich den Führerschein machen wollte. Ich musste auch jeden Kauf rechtfertigen und die Kassenzettel vorzeigen; ich habe mich oft geschämt. Einmal musste ich mit meiner Beistandin Kleider einkaufen. Sie sagte mir, ich solle mich von Kopf bis Fuss waschen und etwas Sauberes anziehen, damit sie sich mit mir nicht schämen müsse.

Innerhalb von acht Jahren habe ich den Beistand dreimal wechseln müssen, weil die Beziehungen so unmöglich wurden. Sie haben mir sogar mit einer Vormundschaft gedroht, aber sie haben mich nicht klein

gekriegt. Schliesslich hatte ich gar keinen Kontakt mehr zu meinem Beistand und holte das Geld einfach am Schalter ab. All diese Jahre hat mein Beistand meine Rechnungen bezahlt, aber ich wusste weder was er bezahlte, noch was ich einnahm. Er hat mir nichts beigebracht, er hat mir nicht gezeigt, wie ich meine Rechnungen bezahlen und meine Finanzen verwalten kann.

Nach acht Jahren hielt ich es nicht mehr aus, ich wollte mein Leben wieder selbst in die Hand nehmen. Ich schrieb mit Hilfe einer Freundin an den Richter, um die Aufhebung der Beistandschaft zu beantragen. Ich bat ihn, mir Vertrauen zu schenken, damit ich beweisen könne, dass ich fähig bin, meine Rechnungen zu zahlen. Ich berief mich auf den Entwurf für ein neues Vormundschaftsgesetz, über den ich mit ATD Vierte Welt Mitgliedern nachgedacht hatte, und schrieb: „Ich weiss, dass die Revision des Vormundschaftsgesetzes darauf abzielt, den betreffenden Personen mehr Verantwortung zu überlassen und Freiheit zu gewähren. Ihr Eingehen auf mein Gesuch würde es mir ermöglichen, mich auf diese Entwicklung vorzubereiten.“ Ich erhielt die Unterstützung meines Arztes.

Der Tag, an dem die Beistandschaft aufgehoben wurde, war der schönste meines Lebens. Es war eine Befreiung, mein Leben konnte neu beginnen, ich

hatte wieder viele Projekte. Ich sagte mir: „Mein Leben wird sich ändern, ich will arbeiten und nicht einfach darauf warten, eine IV Rente zu erhalten. Ich möchte auch Lesen und Schreiben lernen, um all die schönen Dinge zu entdecken, die sich in den Bibliotheken verbergen.“

Ein Jahr lang beaufsichtigten sie mich, um zu sehen, ob ich meine Rechnungen zahlen konnte. Ich musste viele Schritte unternehmen, um die Rechnungen an meine Adresse zu erhalten oder um eine Abmachung mit den Steuern zu treffen. Am Anfang hat meine Mutter mir gezeigt, wie ich die Papiere einordnen kann. Ich habe auch ein System gefunden, um meine Verabredungen zu notieren. Es macht mir Freude, all dies zu erledigen. Der Richter sagte mir übrigens, er sei erstaunt über meine Fortschritte.

Ich möchte andere dazu ermutigen, sich nicht unterkriegen zu lassen und um die Aufhebung ihrer Beistandschaft zu kämpfen. Sie dürfen keine Angst haben, ihrem Beistand zu sagen, was sie wollen. Der Beistand ist dazu da, uns bei den administrativen Angelegenheiten zu helfen, und nicht um uns unser Leben aus der Hand zu nehmen.“

Herr G.

„Kennen Sie eigentlich meine Tochter?“

„Am meisten haben meine Kinder und ich darunter gelitten, dass die Kinder in ein Heim platziert wurden. Ich hatte ja selber erlebt, wie traurig es ist, wenn man nicht in der eigenen Familie aufwachsen kann. Mit verzweifeltem Mut kämpfte ich dafür, sie wieder zurück zu erhalten.

Nun macht meine Tochter mit ihren Kindern die gleichen Erfahrungen wie schon meine Eltern und wie ich als Mädchen, als junge Frau und Mutter. All die schweren Erlebnisse haben sie krank gemacht, und zwei ihrer drei Kinder wurden in verschiedene Heime platziert. Sie sind weit weg von ihr und es ist sehr schwierig für sie, die Kinder zu besuchen. Aber sie hat sich dagegen gewehrt, dass ihre 14-jährige Tochter in eine geschlossene Jugendanstalt eingeschlossen werden sollte. Durch die Erfahrungen aus meinem und unserem gemeinsamen Leben fand sie den Mut zu einer Anwältin zu gehen. Sie reichte gegen den Beistand ihrer Tochter Klage ein. Während der Gerichtsverhandlung stellte sie die gleiche Frage, die auch ich schon vor Jahren an die Behörden gerichtet hatte: „Kennen Sie eigentlich meine Tochter?“ Das Gericht gab ihr Recht und der Beistand wurde verwarnt. Ganz erstaunt sagte sie kürzlich zu mir: „Weisst

du, ich konnte es nicht glauben, der Beistand hat einmal nach der Verhandlung zu mir gesagt: „Ich war so überrascht, wie selbstsicher Sie das letzte Mal ins Heim gegangen sind.““

Durch ihren Mut hat meine Tochter ihr Kind wieder zurückbekommen und sich die Achtung des Beistands erkämpft. Sie wird jetzt als Frau und Mutter respektiert.“

Frau H.

„Ich fühle mich geachtet, wenn ich verstanden werde. Wenn mir jemand etwas zutraut. Zum Beispiel zuhause mit den Kindern und meinem Freund. Wenn alle schön spielen, wenn ich abwasche und kuche, wenn ich Mutter sein kann. Dann fühle ich mich wohl. Oder in der Gruppe, wenn ich sagen kann, was ich will und weiss, dass die andern meine Einstellung teilen. Oder wenn die Leute mich beim Namen nennen, wenn das ihnen wichtig ist. Ein guter Spruch heisst: „Zuhören ist eine Fähigkeit, die mit dem Herzen zu tun hat.““

Frau U., Tochter von Frau H.

Ein Brief ...

„Als Frau Meier einen Brief von der Sozialhilfe bekommt, in dem ihr mitgeteilt wird, dass sie im Bereich „Integration“ eingestuft wird, verliert sie ganz die Nerven. Das Wort Integration versteht sie aber nicht im von der Sozialhilfe verwendeten Sinn, sondern für sie heisst das in etwa: „sofortige Integration in die Arbeitswelt“. Nach 10 Jahren Sozialhilfe und als Mutter von vier Kindern stellt für sie der alleinige Gedanke daran eine völlige Überforderung dar. Zum nächsten Termin auf dem Sozialamt erscheint sie nicht, ihre älteste Tochter geht hin, um die Mutter zu entschuldigen, und beim darauffolgenden Termin schreit sie in ihrer Verzweiflung den Sozialarbeiter dermassen an, dass dieser konsterniert davon ablässt, mit Frau Meier zusammenzuarbeiten. Nur: Frau Meier weiss immer noch nicht, was „Integration“ bedeutet. Zum Glück kann eine Nachbarin, die einen ähnlichen Brief erhalten hat, sie dann kurze Zeit später darüber aufklären, dass der Bereich Integration die „langfristigen Unterstützungsfälle“ erfasst. Frau Meier nimmt darauf den Kontakt mit der Sozialhilfe wieder auf.“

Frau Q.

Ich habe mich gewehrt, um meinen Sohn erziehen zu können

„Ich habe drei Kinder gehabt, die ersten zwei hat man mir weggenommen. Als ich mit meinem dritten Kind schwanger war, galt ich wegen dieser Platzierungen als depressiv und unfähig. Ich glaubte, dass ich imstande war, ein Kind zu erziehen, und war entschlossen, es den anderen zu beweisen. Der Arzt erkannte meinen Willen und sagte: „Wenn Sie es behalten wollen, dann wollen wir alles tun, um es gut zu empfangen.“ Der Arzt rief den Vormund, die Sozialarbeiterin der Gemeinde und uns, die Eltern, zusammen. Die Sozialarbeiterin fand eine Notwohnung, denn ich wohnte in einem kleinen Studio. Eine Säuglings- und Kinderschwester kam drei Jahre lang wöchentlich vorbei. Ich fühlte mich unterstützt. Ich wollte keinen Kinderarzt aus Angst, man könnte mir das Kind wegnehmen. Mein Hausarzt war einverstanden, meinen Sohn zu betreuen. Ich spürte, dass mir Vertrauen geschenkt wurde und wollte zeigen, dass ich es verdiente. Für mich war es klar, dass ich weiter Kinder kriegen würde, wenn man dieses Kind nicht bei mir aufwachsen liess. Ich wollte ein Familienleben haben. Ich wollte Nicolas um jeden Preis behalten und für ihn sorgen; ich hätte alles Mögliche dafür getan. Ich habe ihn in die Welt gesetzt, um eine Familie zu gründen.

Ich habe alles getan, um die Beziehungen zwischen meinen Kindern aufrechtzuerhalten: Jeden Donnerstag besuchte ich mit Nicolas die zwei anderen Kinder im Heim. Ich ging mit ihnen spazieren, wir verbrachten gemeinsam die Zeit. Ich habe kämpfen müssen, um eine Familie zu gründen, und ich bin stolz darauf: Das ist ein Verdienst, das ich mir nicht nehmen lasse.

Nicolas musste seine Schule verlassen; sie wollten von ihm nichts mehr wissen. Ich spürte dass er noch vieles zu lernen hatte. Dann traf ich eine sehr schwere Entscheidung: Ich habe Nicolas für zwei Jahre, zwischen 16 und 18, in eine Institution geschickt. Diese Entscheidung stand im Widerspruch zu dem, wofür ich jahrelang gekämpft hatte, aber ich spürte dass es für Nicolas‘ Zukunft und Wohlgehen nötig war. Ich wollte nicht, dass er seine Zeit auf der Strasse verbringt. Gleichzeitig hatte ich Angst den Kampf gegen die Fremdplatzierung, den wir Vierte-Welt-Familien führen, zu verraten. Ich traute mich nicht, es anderen Familien zu erzählen, denn ich befürchtete, dass sie meinen Schritt nicht verstehen würden. Ich war geschockt als die Institution später behauptete, Nicolas sei wegen meiner Depression notfallmäßig dort eingewiesen worden. Wieviel Mut brauchte es einmal mehr, um sich nach dieser Ungerechtigkeit wieder aufzurichten!“

Frau I.

Kindergespräche

„In einer Strassenbibliothek der Bewegung ATD Vierte Welt diskutieren die Kinder miteinander. Melanie hat zum Geburtstag etwas Geld von ihrem Götti erhalten. Eigentlich wollte sie es für die Herbst-



messe zur Seite legen. Aber nun, gegen Monatsende, ist in der Familie kein Geld mehr da, um Essen zu kaufen. Melanie erzählt:

„Jetzt habe ich das Geld halt Mami gegeben, damit wir einkaufen können.“ Ein anderes Kind ruft aus: „Dann seid ihr aber wirklich arm!“ Melanie antwortet: „Ist doch normal, dass man einander hilft!“

Ein andermal stellt ein Kind die grosse Frage: „Warum sind wir auf der Welt?“ Da geht ein grosses Philosophieren unter den Kindern los, jedes sucht seine ganz persönliche Antwort auf diese Frage. Melanie liegt still im Gras, hört lange zu und sagt dann mit leuchtenden Augen: „Um einfach glücklich zu sein!““

Frau Q., Leiterin der Strassenbibliothek

Die Armut braucht meine Kraft auf

„Ich habe schon immer aufs Geld achten müssen. Den Kindern musste ich immer sagen, wir können nichts verschwenden, wir müssen Sorge tragen zum Geld. Mit dem Mann, im eigenen Geschäft, haben wir Schulden gemacht. Ich habe dann Arbeit angenommen, in der Fabrik, neben den Kindern, bis ich zusammenbrach. Dann kam noch ein weiterer Schicksals-schlag dazu, da habe ich auch getrunken. Ich kann die Armut und meine Lebensgeschichte gar nicht auseinander-halten, es hängt alles zusammen. Jetzt bin ich arbeitslos und bald 50 – es ist nicht einfach.“

Die Situation bringt mich zur Verzweiflung, sie macht verletzlich und einsam. Ich fühle mich so hilflos – das überträgt sich irgendwie auf alles andere. Ich komme gar nicht mehr zur Ruhe, die Gedanken kreisen ständig um das Geld, ob es reicht, und was eigentlich mit mir los ist. Ich habe oft Zukunftsängste. Die Armut braucht meine Kraft auf. Das Geld reicht immer nur für das, was ich muss, nie für das, was ich gerne hätte. Alles was mir gut tut geht ins Geld. Ich leiste mir nur das Billigste – mit *einem kleinen Luxus, meinem Hobby*. Das spare ich mir beim Essen ab.“

Frau B.

Damit das Geld am Monatsende reicht...

„Als es für die PET-Flaschen noch Pfand gab, suchten wir mit den Kindern in den Abfallcontainern nach solchen. Meiner ältesten Tochter gefiel das überhaupt nicht, aber ich konnte mit dem Geld das Abendessen einkaufen. Manchmal kamen bis zu dreissig Franken zusammen.“

Frau Y.

... dass es meiner Tochter einmal besser geht!

„Ich bin vor 35 Jahren aus Südalien im Familiennachzug in die Schweiz gekommen. Mein Vater hat in der Schweiz Arbeit gefunden, um der Armut zu entkommen. Wir waren eine Arbeiterfamilie mit fünf Kindern, wir haben immer mit einem knappen Budget gelebt. Arm fühlte ich mich nicht, meine Eltern haben versucht, uns das nicht spüren zu lassen. Als Teenager habe ich manchmal darunter gelitten, dass das, was für andere selbstverständlich war, für uns unerschwinglich war. Die Depression mit 17 hat mir die Zukunft geraubt. Leider konnte ich aufgrund dieser Krankheit keinen Beruf lernen und konnte auch nur sehr beschränkt arbeiten. Und jetzt wünsche ich meiner Tochter, was meine Eltern sich für mich erhofften: dass es ihr einmal besser geht.

Sie halten mich für geistig beschränkt

„Armut bedeutet auch Erniedrigung – man muss um alles betteln und sich bemühen, dass man von irgendwoher Hilfe bekommt. Als armer Mensch habe ich mein Leben nicht mehr in der Hand. Manchmal fühle ich mich bevormundet. Die Leute bei der IV oder die Sozialarbeiterinnen können noch so nett sein – lieber bräuchte ich sie alle nicht. Manchmal habe ich das Gefühl, es würden mir immer wieder Türen vor der Nase zugeschlagen – so vieles ist mir nicht möglich, so vieles steht mir nicht zu. Auch das Recht ist nicht auf der Seite der Armen – sogar für eine Einsprache oder Klage bei einem Gericht muss man 300 Franken aufwerfen.

Man muss sich immer für alles wehren, zum Teil habe ich sogar den Eindruck, die Leute meinen, sie könnten mit mir alles machen, mich für dumm verkaufen. Meine Krankheit hat mich körperlich gezeichnet, ich habe sehr an Gewicht zugenommen, und manchmal, wenn ich sage, ich sei IV-Bezügerin, werde ich als geistig beschränkt eingeschätzt. Nur weil ich staatliche Gelder beziehe, bin ich doch noch lange kein Dummchen! Ich habe im Kontakt mit Amtsstellen oft das Gefühl, dass ich nicht als die gesehen werde, die ich bin.“

Frau C.

Es ist sicher ein Wechselspiel zwischen Depression und Armut: ich bin krank und deshalb arm, und weil ich arm bin, mache ich mir Sorgen und spüre Existenzängste und falle wieder in ein Loch. Ich lebe bescheiden. Ich habe keine andere Wahl. Aber ich fühle mich in meiner Freiheit eingeschränkt.

Man sieht mir meine Krankheit und meine Armut nicht an – es gibt die öffentliche Maria, die das verbirgt, die ihren Stolz hat. Und dann die private ... für meine Tochter sieht es auch nicht so gut aus. Sie hat Mühe in der Ausbildung. Für sie wünsche ich mir eines: sie soll machen können, was sie will, ohne je jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen.“

Frau A.

Es tat mir weh, diese Pakete zu sehen

„Zweimal habe ich bei 'Cartons du cœur' um ein Lebensmittelpaket gebeten. Aber es tat mir weh, dass wir gezwungen waren, um Nahrung zu bitten. Als ich die Pakete erhielt, kamen mir die Tränen. Es braucht Mut, um so etwas zu bitten. Ich rief erst an, als es gar nicht mehr anders ging. Und dann sagten meine Töchter auch noch: 'Wo bist du jammern gegangen, um das zu bekommen?'“

Frau N.

Ich konnte sie kennen lernen

„Ich war fünfzehn, neugierig, skeptisch und erstaunt, wenn ich auf der Strasse Leute sah, die man „Penner“ nennt. Sie leben draussen ohne Dach und die Gesellschaft hat Angst vor ihnen. Ich war bei weitem nicht wohlhabend. Ich lebte mit dem Existenzminimum, aber es reichte.

Ich konnte mich diesen Leuten nähern und sie kennen lernen. In einer Suppenküche erfuhr ich, wie viele junge Menschen, Familienmütter und sogar alte Leute auf eine Gratismahlzeit angewiesen sind. Ich erfuhr, wie viel Mut und Widerstandskraft es braucht, um nicht ganz im Schatten zu versinken, denn diese Leute leben auf der Schattenseite ... Ich verstand jetzt, dass es Widerstandskraft braucht, um der Kritik und der Erniedrigung standzuhalten, die man auf sich zieht, wenn man anders ist.“

Herr F., 24 Jahre

Ich musste in eine Notwohnung ziehen

„Ich bin früh Witwe geworden mit 3 Kindern, ich musste arbeiten. Ich brauchte damals fremde Hilfe für besondere Auslagen, wie Kinderlager. Meine Kinder konnten noch nicht finanziell mithelfen. So musste ich mit ihnen in eine Notwohnung ziehen. Ich bin froh, immer selber verdient zu haben, so musste ich noch nie zur Sozialhilfe. Meine Kinder durften trotzdem Berufe erlernen und haben keinen schlechten Lebensweg eingeschlagen. Ich bin es gewohnt mit wenig zu leben. Ich bin schon froh, in meinem Alter noch arbeiten zu können.

Ich hätte gerne eine andere Wohnung, kann mir aber mit meinem Einkommen nichts anderes leisten. Auch wir Armen hätten das Recht auf eine anständige Wohnung. Diese ist sehr kalt und ich habe viele gesundheitliche Probleme. Das Heizöl kostet zu viel und ist zum Transportieren sehr schwer. Der Ölofen ist auch ungesund. Ich bekomme davon immer Kopfweh. Für einen Wohnungswchsel müsste ich eine Kaution hinterlassen, doch das nötige Geld habe ich nicht.

Ich lebe unter dem Existenzminimum, deshalb versuche ich Prämienverbilligungen und Steuererlass zu bekommen, doch auch die Lebenskosten werden immer höher. Es kommt immer etwas Neues, sodass ich kaum aufschnauen kann. Dank Unterstützung der Kirche haben wir schwierige Zeiten überwinden können, mit Weihnachtsgeld und Reka-Gutscheinen, um Ferien zu machen. Die Hoffnung verliere ich nie, dass eine Türe aufgeht – einfach nicht aufgeben! Ich bin für meine Kinder da und umgekehrt, das ist es, worauf es ankommt.“

Frau D.

Unser Kampf um Arbeit

„Wir sind eine Familie mit vier Kindern. Mein Mann hat drei Monate lang kein Einkommen, gehabt, weil er seine Stelle freiwillig gekündigt hatte. Siebzehn Jahre lang arbeitete er für das gleiche Unternehmen, aber als sein alter Chef in Pension ging, verstand er sich gar nicht mit dem neuen. Er konnte nicht mehr schlafen, aber wollte sich nicht wegen Depression krank schreiben lassen. Er wollte die Stelle erhobenen Hauptes verlassen. Weil er seine Arbeit freiwillig aufgab, bekam er auch kein Arbeitslosengeld. Nach monatelanger Suche fand er endlich eine Stelle, jedoch weniger gut bezahlt und weiter entfernt. Er muss um sechs Uhr morgens los, um seinen 60 km weit entfernten Dienstwagen zu erreichen, und das bei den steigenden Benzinpreisen. Er kehrt abends erschöpft heim.“

Während mein Mann arbeitslos war, arbeitete ich als Aushilfspflegerin in einem Altersheim. Ich wurde gerufen, wenn man mich gerade brauchte. Was ich damit verdiente, reichte gerade für die Miete. Die anderen Schulden häuften sich weiter an. Ich fuhr mit meinem Mofa manchmal schon um fünf Uhr morgens los und kam oft erst um elf Uhr abends heim. Ich hatte eine Stunde Hin- und eine Stunde Rückfahrt. Ich fuhr diese Strecke trotz rutschiger Straßen. Aber es war vor allen Dingen die Kälte, die schwer auszuhalten war.“

Ich konnte einen Monat lang nur sehr wenig arbeiten, es kam fast kein Geld mehr herein. Ich musste zur Sozialhilfe gehen, obwohl mein Mann es nicht wollte. Ich habe soviele Papiere vorweisen müssen, dass ich mich richtig entblösst fühlte. Die Sozialhilfe geht davon aus, dass eine Familie wie wir mit 4000 Franken im Monat zurecht kommt. Sobald ich etwas Geld einnahm, wurde diese Summe von den 4000 abgezogen. Trotz aller Anstrengung bei der Arbeit verdiente ich nichts dazu. Ebenso gut konnte ich zu Hause bleiben und für meine Kinder dasein!“

Manchmal traue ich mich ganz früh morgens, wenn mich niemand sieht, auf die abgeernteten Felder, um Reste zu sammeln.

Wir versuchen mit allen Mitteln über die Runden zu kommen. Aber mit 4000 Franken im Monat ist es unmöglich. Man muss sich verschulden. Wie wollen Sie ihre Kinder mit diesem Budget gesund ernähren? Gemüse und Früchte sind teuer. Manchmal traue ich mich ganz früh morgens, wenn mich niemand sieht, auf die abgeernteten Felder, um Reste zu sammeln.“

Als Hilfspflegerin erhielt ich keine feste Stelle, denn mir fehlte die anerkannte Ausbildung. Ich begann also diese Ausbildung, wurde aber trotzdem arbeitslos. Diese Ausbildung kostet 2500 Franken. Das Arbeitsamt sprang nicht für die Kosten ein, weil ich zu Beginn der Ausbildung noch gearbeitet hatte. Außerdem besuchte ich die Kurse in einem andern Kanton, weil das für mich näher war. Sie verlangten, dass ich die Ausbildung in meinem Wohnkanton nochmals von vorne beginne. Das verweigerte ich, denn ich hatte Angst, dass ich in einem neuen Kurs nicht angenommen würde. Es ist für mich sehr schwer, Prüfungen abzulegen, denn in meiner Kindheit wurde mir stets eingeblättert, ich sei unfähig und zu nichts nutze. Wenn man sein ganzes Leben lang heruntergemacht wird, verliert man sein Selbstvertrauen. Für den praktischen Teil geht es, aber die

Theorie ist ein Alptraum für mich. Wenn du schon seit langem nicht mehr gelernt hast und auch selten liest, ist es schwer. Ich kann mir einfach nicht merken, was ich gelesen habe. Ich kann in der Vorlesung keine Notizen machen, denn es geht zu schnell. Aber ich weiß, dass ich die Arbeit als Hilfspflegerin liebe; sie hat mich aufgewertet und mir meine Würde zurückgegeben. Ich möchte die Ausbildung weitermachen und hoffe, mein Examen zu bestehen. Ich hoffe auch, dass ich die Kurse mit meinem Arbeitslosengeld nach und nach abzahlen kann.“

Frau F., wohnt mit ihrer Familie in einem abgelegenen alten Bauernhaus

Ich bin Schweizerin, kann aber nicht gut lesen und schreiben	
<i>„Es wurde Zeit, dass du lernst und etwas aus deinem Leben machst!“</i>	<p>„Ich werde mich immer an meinen ersten Schultag erinnern: Ich wurde von meiner Lehrerin geohrfeigt, weil ich sagte, dass ich nichts sehen könnte, obwohl ich fast mit der Nase an die Wandtafel stiess. Und doch war es die Wahrheit. Damals wurden meine Augen zum ersten Mal untersucht und ich bekam meine erste Brille; sie hatte Gläser wie Flaschenböden.</p> <p>In meiner Kindheit hatte ich es wegen meiner schlechten Augen immer schwer mitzuhalten und wurde deshalb auch links liegen gelassen. Ich konnte nur bis zur vierten Klasse die Normalschule besuchen. Danach versetzte man mich in Spezialklassen, in denen man gar nichts lernte!</p> <p>Später, als Erwachsene, kam ich wegen der mangelnden Schulbildung nicht allein zurecht. Mein Mann war für alles, was wir schreiben mussten, zuständig. Nach seinem Tod musste ich jeweils meine Töchter bitten, für die Briefe einen Entwurf zu schreiben. Beide antworteten mir, ich solle doch ihre Schwester fragen. Sie warfen mir vor, dass ich nicht alleine zurechtkam. Also versuchte ich die Briefe alleine zu schreiben und bat meine Töchter, sie zu verbessern. Ich wollte lernen, denn diese Situation war zu hart für mich. Ich hatte Lust, beim Verein „Lesen und Schreiben“ Kurse zu nehmen, aber ich zögerte lange. Ich traute mich am Anfang einfach nicht. Ich sagte mir: „Diese Kurse werden doch eigentlich nur von Ausländern belegt. Ich bin Schweizerin, aber ich kann nicht gut lesen und schreiben, was werden die wohl von mir denken?“ Eines Tages beschloss ich, mich einzuschreiben. Doch als ich dort ankam, drehte ich erst mehrere Runden: „Soll ich, soll ich nicht...?“ Schliesslich entschied ich mich hineinzugehen. Ich schaute mich mehrmals um, um sicher zu stellen, dass kein Bekannter mich sah. Als ich heimkehrte, sagten mir meine Töchter: „Es wurde Zeit, dass du lernst und etwas aus deinem Leben machst!“</p> <p>Seither nehme ich Kurse in Französisch, Korrespondenz, Rechnen und Informatik. Ich habe schon grosse Fortschritte gemacht.“</p> <p>Frau Y.</p>

Eine Schule, in der unser Sohn sich wohl fühlt

„Was wir uns für die Zukunft unserer Kinder wünschen? Dass sie Lesen und Schreiben lernen und einen Beruf erlernen. Wenn sie dann eine Familie gründen wollen, können sie für sie sorgen. Wir wissen, was es heisst, nicht lesen zu können, und wieviele Probleme es bereitet, wenn man einen Brief erhält. Als Kind war ich in einer Schule für Behinderte, obwohl ich selbst nicht behindert war. Das hat mich blockiert und ich habe nie Lesen und Schreiben gelernt.“

Unser ältester Sohn hat in der Schule schwere Momente erlebt. Am Ende der Primarschule wurde er in eine Schule eingeteilt, von der wir sofort gespürt haben, dass es nicht die richtige für ihn war. Aber der Direktor hörte nicht auf uns. Es ist nicht immer leicht, mit den Lehrern zu sprechen, denn es nervt uns, immer wieder zu hören, was unser Sohn alles nicht kann. Nach wenigen Monaten wollte unser Sohn nicht mehr zur Schule gehen und begann auszureißen. Schliesslich sahen die Lehrer ein, dass er wirklich die Schule wechseln sollte. Er konnte in eine Schule eintreten, die ihm besser entsprach und die er gern besuchte.

Wir hatten Angst, dass sein jüngerer Bruder, der jetzt 13 ist, beim Schulübergang ähnliche Probleme haben würde. Nach einer Probewoche sagte er uns, dass er sich in der neuen Schule nicht wohl fühle und von den Grossen geschlagen werde. Wir wussten aus Erfahrung, dass er sich verschliessen kann, wenn er sich nicht wohl fühlt, und befürchteten, er würde gar nicht mehr zur Schule gehen wollen. In der Schule, die er als vier- bis achtjähriger besuchte, hat er kein Wort gesprochen, obwohl er zu Hause sprach. Erst als er mit acht Jahren die Schule wechselte, hat er auch dort zu sprechen begonnen.

Wir befürchteten auch, dass er aggressiv werden und aufbegehren könnte, wenn er denkt, seine Eltern hören ihm nicht zu. Wir wissen, dass unser Kind Raum zum Spielen braucht. Er braucht auch einen guten Rahmen, das heisst Personen, die das Beste aus ihm herausholen, ohne ihn zu zwingen oder anzuschreien, und die ihn nicht ausschliessen, weil die anderen weiter sind als er. Wir fühlten, dass die Zukunft unseres Sohnes auf dem Spiel stand. So haben wir uns getraut, dem Direktor der Sonderschulen zu schreiben, dass wir mit der Einteilung unseres Sohnes nicht einverstanden seien. Wir schlugen vor, ihn in die Schule zu versetzen, in der sich unser älterer Sohn wohl gefühlt und Fortschritte gemacht hat.

Es war ein sehr beklemmender Moment, als uns der Direktor vorlud zu einem Treffen mit einem Inspektor und einer Sozialarbeiterin. Aber wir haben uns mit einer Freundin auf das Gespräch vorbereitet und sie auch gebeten, uns zu dem Treffen zu begleiten. Nach dem Gespräch waren wir glücklich, denn wir hatten es geschafft zu erklären, warum wir diese Änderung beantragten. Unser jüngerer Sohn wird nun, wie wir vorgeschlagen haben, in die Schule gehen, die auch sein grosser Bruder besucht hat. Dort kennen und schätzen wir bereits die Direktorin und einen Lehrer. So werden wir uns eher trauen, auch mit den andern Lehrern zu sprechen. Wir hoffen, dass unser Kind es in dieser Schule schafft, Lesen und Schreiben zu lernen.“

Herr und Frau R.

Im Denken der anderen Menschen existieren

„Damit ein Mensch seine Stimme einbringen kann, muss er im Denken der anderen Menschen existieren. Dazu möchte ich eine persönliche Erfahrung erzählen.

Nach einem Spitalaufenthalt schlug mir der Arzt vor, an einer Studie mitzumachen, um der Forschung zu helfen. Ich war damit einverstanden. In dem Fragebogen musste man ankreuzen, welche Schulen man besucht hat. Da wusste ich nicht, was ich ankreuzen sollte. Ich wurde nämlich nach dem Kindergarten von meiner Mutter getrennt und von einem Heim zum anderen geschoben, und deswegen habe ich die Schule verpasst. Erst als meine Tochter zur Schule ging, habe ich mit ihr zusammen lesen und schreiben gelernt.

Für eine solche Schullaufbahn war in diesem Fragebogen kein Kästchen vorgesehen. Ich hatte das Gefühl, nicht dazu zu gehören.

Es gibt auch andere, die nicht dazugehören: weil sie arbeiten mussten, statt zur Schule zu gehen, weil sie in der Schule nicht lernen konnten wegen des schwierigen Lebens, oder weil sie eine Spezialschule besucht haben. Weil wir ausserhalb der Norm stehen, kommen wir im Denken der andern nicht vor. Deshalb existieren wir auch nicht in den vorgedruckten Formularen.

Beim Ausfüllen dieses Fragebogens kam die Wut über die durchlebte Ungerechtigkeit wieder hoch. Einmal mehr fragte ich mich: wieso habe ich diese ganze Bildung verpasst? Je mehr ich lerne, desto mehr merke ich, was ich verpasst habe. Es gibt Dinge, die man nicht nachholen kann. Manchmal bin ich eifersüchtig auf die Intelligenz der andern.

Ohne Bildung kann man sich nicht ausdrücken, weil man vieles gar nicht weiss.

Man kann weniger gut auftreten. Man erhält keinen Platz in der Arbeitswelt. Man weiss nicht, welche Rechte man hat. Man macht auch Fehler aus Unkenntnis. Man legt zum Beispiel Briefe unbeantwortet zur Seite, weil man sie nicht versteht, und verpasst so wichtige Termine.

Wenn wir auf die Einladung zu einem Elterngespräch nicht reagieren, denken die Lehrer, wir kümmern uns nicht um unsere Kinder. Dabei lieben wir unsere Kinder und hoffen, dass sie in der Schule all das lernen können, was wir selber verpasst haben. Wir haben ständig Angst: Sie werden mir die Kinder wegnehmen! Sie werden mich in die Psychiatrie bringen! Wir fühlen uns schnell beleidigt, wenn wir nicht alles verstehen. Unsere

Unbeholfenheit führt da-zu, dass wir aggressiv werden und als Antwort die Leute anschreien. Wir wagen nicht zu sagen: „Ich habe nicht verstanden, was Sie gesagt haben.“

Häufig werden wir gar nicht nach unserer Meinung gefragt. Andere entscheiden für uns ohne uns anzuhören. Oder sie erledigen unsere Aufgaben an unserer Stelle, anstatt sich Zeit zu nehmen, um es uns zu erklären, damit wir sie selber erledigen können. Sie geben uns keine Chance, die Verantwortung zu übernehmen.

Damit der Ärmste seine Stimme einbringen kann, braucht er Menschen, die ihn ernst nehmen und die ihm zuhören: nicht als Therapie oder weil sie etwas Bestimmtes von ihm wollen, sondern weil er als Mensch wichtig ist. Er hat ein Recht darauf zu spüren, dass er in dieser Welt gebraucht wird.

erledigen unsere Aufgaben an unserer Stelle, anstatt sich Zeit zu nehmen, um es uns zu erklären, damit wir sie selber erledigen können. Sie geben uns keine Chance, die Verantwortung zu übernehmen.

Damit der Ärmste seine Stimme einbringen kann, braucht er Menschen, die ihn ernst nehmen und die ihm zuhören: nicht als Therapie oder weil sie etwas Bestimmtes von ihm wollen, sondern weil er als Mensch wichtig ist. Er hat ein Recht darauf zu spüren, dass er in dieser Welt gebraucht wird.“

Frau S.

Das Zeugnis einer Lehrerin

„Ich habe mir ein benachteiligtes Viertel als Arbeitsort ausgesucht. Ich möchte von einem meiner Schüler berichten, der oft im Unterricht fehlt. Seine Mutter hat grosse Schwierigkeiten auf allen Gebieten, sowohl finanziell, als auch beruflich und persönlich. Manchmal ist sie derart von ihren Problemen überwältigt, dass sie nicht mehr darauf achtet, ob ihr Kind rechtzeitig und regelmässig zur Schule geht. Aber wenn es ihr besser geht, tut sie alles, um die in den schwierigen Zeiten mangelnde Aufmerksamkeit nachzuholen: Sie erzählt ihrem Kind Geschichten, sie geht mit ihm spazieren, sie schenkt ihm all ihre Liebe. Dann kommt sie auch zur Schule und unterhält sich mit mir über die Fortschritte ihres Sohnes. Ich schlug vor, ihm mit zusätzlichen Hausaufgaben zu helfen, und sie war einverstanden. Er erledigte diese Hausarbeit gut und gab sie mir jeweils am nächsten Tag ab.“

Einmal hatte das Kind Läuse, was für die Mutter eine zusätzliche Sorge bedeutete. Die Mutter behandelte das Kind, traute sich aber nicht, es zurück in die Schule zu schicken, solange die Behandlung andauerte. Sie sagte mir, sie schäme sich für dieses Problem. Ich konnte sie beruhigen, dass auch andere Kinder das gleiche Problem hätten, und dass es weder seine noch ihre Schuld sei.

Ich finde es wichtig, auch mit solchen Eltern zusammenzuarbeiten, selbst wenn es schwierig sein kann, sie zu treffen. Es ist zum Wohl des Kindes und der Mutter.“

Frau T., Lehrerin seit 35 Jahren

Mit mehr Mut an die Zukunft rangehen

„Ich gehöre zu den sogenannten „Working Poor“: Trotz vollzeitiger Arbeit, reicht mein Lohn nicht aus, um ein würdiges Leben zu führen. Oft kratze ich Ende Monat die letzten Münzen zusammen, um noch essen zu können. Ich rede nur selten darüber; es ist nicht leicht! Ich lebe alleine, und weil ich es mir nicht leisten kann, auszugehen, habe ich nur wenige Freunde. Die wenigen Verwandten, die ich habe, leben nicht in der Region.“

Seitdem ich regelmässig einen Treffpunkt in meinem Kanton besuche, halte ich es besser aus: Man trifft Leute und lernt sich kennen, man diskutiert, tauscht aus und nimmt an Aktivitäten teil. Dieser Ort bietet auch dreimal wöchentlich eine erschwingliche Mahlzeit an. So habe ich beim Essen Gesellschaft und bleibe nicht immer allein. Die Einsamkeit ist sehr belastend, oft ist sie schwieriger zu ertragen, als die finanzielle Not. Dank dieses Treffpunktes, habe ich zum ersten Mal in meinem Leben echte Ferien gehabt: Fünf Tage der Entdeckung und Ablenkung, die mir sehr gut getan haben, ohne mein Budget umzuwerfen.

Mit den Verantwortlichen des Treffpunktes habe ich über meine schwierige Situation reden können. Sie informierten mich über meine Rechte und über mögliche Hilfeleistungen. Nach einigem Zögern habe ich die Sozialhilfe kontaktiert und hoffe nun, nicht länger ein so tiefes Einkommen zu haben, dass es schon unverschämt ist. Ich habe Jahre lang kämpfen müssen, um mit meiner Lage fertig zu werden und leben zu können. Ich habe endlich Hilfe und Unterstützung gefunden. Jetzt kann ich mit mehr Mut an die Zukunft rangehen.“

Frau E.

Seitdem ich arbeite, fühle ich mich weniger ausgeschlossen

Frau V. ist 44 Jahre alt. Nach ihrer Schulzeit hat sie mehrere Lehren begonnen aber nicht abgeschlossen. Sie hatte kein bestimmtes Ziel. Sie hatte über die Jahre verschiedene Beschäftigungen, unter anderem Fabrikarbeit oder Bedienung in einem Restaurant. Nachdem sie mehrmals an den Beinen operiert werden musste, hat sich ihre Situation verschlechtert: Sie hatte grosse Schulden und wurde depressiv. Sie konnte nicht arbeiten und hatte kein Anrecht mehr auf Arbeitslosenversicherung. All das erlebte sie in grosser Einsamkeit. So irrte Frau V. sieben Jahre lang herum und wurde quasi zur Stadtstreicherin.

Dank einer Wohnungsvermittlungsstelle fand sie später ein Zimmer zu einem bescheidenen Preis. Dies erlaubte ihr, langsam wieder in die Arbeitswelt einzusteigen. Sie arbeitete als Putzfrau und verkaufte auch eine Strassenzeitung. Sie fing an ihre Schulden zu begleichen. Nach zwei arbeitslosen Jahren ist sie nun in einem Beschäftigungsprogramm einer privaten Vereinigung. Hier wurde ihre Aussage aufgezeichnet.

„Ich habe mein Praktikum am ersten November begonnen. Wenn Sie wüssten wie froh ich jetzt bin, wenn ich morgens aufstehe. Ich freue mich zur Arbeit zu gehen. Es gibt nichts Schlimmeres als nicht zu wissen, warum man morgens überhaupt aufsteht, und den ganzen Tag rumzuhängen. Ich habe keine Kinder, keinen Mann, ich bin alleine mit meiner Katze. **Ich bin sehr erleichtert, eine Beschäftigung zu haben.** Jetzt habe ich weniger Kopfschmerzen, bin weniger ängstlich, gestresst oder nervös und schlafe auch sehr gut.

Die Teamarbeit ist manchmal noch etwas stressig. Die eine versteht kein Französisch, die andere ist nicht sehr aufgeweckt. Manchmal muss man die Dinge mehrmals wiederholen, man muss tief durchatmen um ruhig zu bleiben. Aber es ist eine gute Übung, auch für die Toleranz, denn die Arbeitswelt ist oft stressig. Es ist schwierig für mich, mit anderen zu arbeiten, denn ich bin es gewohnt, alleine zu sein. Ich habe also noch viel zu lernen,

was die Toleranz angeht. Ich habe noch Fortschritte zu machen, aber es geht schon besser. Ich habe hier auch eine gute Freundin gefunden. Das hilft, denn wir reden viel, auch über den ganzen Betrieb hier. Das ist wichtig; es ist einfacher zu zweit. Ich denke, dass ich sie auch in Zukunft treffen werde.

Ich arbeite jetzt seit anderthalb Monaten hier, und ich spüre dass es mir viel gebracht hat. Ich habe das Gefühl, dass ich endlich Boden unter den Füssen habe, selbst wenn ich vorher schon ein wenig gearbeitet habe. Aber hier hat man einen echten Kontakt mit den Kollegen. Es herrscht eine echte Arbeitsstimmung, wir packen an und man verlässt sich auf uns. Es hat mir auch in sozialer Hinsicht etwas gebracht. Ich habe mehr Lebensfreude.

Ich fühle mich weniger ausgeschlossen.

Die meisten Menschen arbeiten, und wenn man es selbst nicht tut, fühlt man sich ausgegrenzt, man hat nicht die gleichen Gesprächsthemen.“

Frau V.

Diese Erzählungen von Mut und Widerstand wurden mit der Geschichte von Frau J. eröffnet: « Sie ging in ihre Wohnung und schloss alle Fensterläden ». Zum Schluss soll Frau J. selber zu Wort kommen. Sie wollte mit ihrer IV-Rente nicht untätig bleiben und beschloss zu stricken und ihre Werke auf Märkten zu verkaufen. Das erwirtschaftete Zusatzeinkommen ist minim, aber sie kommt dabei mit vielen Menschen in Kontakt und entdeckt, was sie bewirken kann, wenn sie ihre Fensterläden öffnet und aus ihrer Wohnung hinaustritt.

Solch ein Leben hat unser Dörfchen nötig!

„Diesen Frühling fuhr ich mit meinem Marktstand in ein Dorf mit etwa 120 Einwohnern, ganz zuhinterst im Tal. Beim Aufstellen auf dem Dorfplatz liess ich Ländlermusik laufen und pfiff und jodelte dazu. Das hatte eine unglaubliche Wirkung! Die Leute hörten die Musik und das Singen und kamen schauen, was ich zu verkaufen hatte. Einige kauften Socken und Mützen und waren ganz fasziniert. Eine Frau sagte: „Ist das schön, ich war drüber im Garten und hörte Euch pfeifen und singen, ist das eine gemütliche Atmosphäre“. Die Leute hatten riesige Freude. Ein alter Mann sagte zu mir: „Ja, solch ein Leben hat unser Dörfchen nötig! Kommen Sie wieder, das tut uns gut hier hinten!“ Diese Worte freuten mich enorm, und ich versprach, dass ich wiederkommen würde.

Ich male auch Bilder, wirklich schöne, keine schrecklichen Bilder. Schreckliche Bilder bekommen wir jeden Tag übers Fernsehen geliefert und über die Zeitung. Wahrscheinlich ist dies nun meine Aufgabe, die ich noch bekommen habe: Als IV-Rentnerin habe ich Zeit, für andere Menschen schöne Bilder und Sachen zu schaffen, und Freude zu bereiten durch Musizieren und Singen. Dies ist auch möglich, weil der Beistand mir viele Sorgen abnimmt. Es ist gut, dass ich in dieses einsame Bergdorf gekommen bin. Seit ich hier bin, erlebe ich, wer ich selber eigentlich bin. Vorher lebte ich immer in Not und stand unter Druck. Ich ruderte mit meinen Kindern, schlug mich mit den Behörden herum und auch mit dem Gericht wegen der Scheidung. Das hat meine ganzen Begabungen zugedeckt. Es hat mich so erdrückt, dass die Leute dachten, ich gehöre in die Psychiatrie.

Ich war nur Dorn einer Rose. Jetzt fühle ich mich wie eine aufgehende Blume, die endlich Blume sein darf!“

Frau J.

„Ich lege Zeugnis ab von euch Armen aller Zeiten! Auch heute noch seid ihr den Strassen ausgeliefert und flüchtet von Ort zu Ort, verachtet, geächtet.

Millionen Männer, Frauen und Kinder, deren Herzen kraftvoll schlagen, um weiterzukämpfen, deren Geist sich auflehnt gegen das ungerechte Los, das ihnen aufgezwungen wurde, deren Mut die Anerkennung ihrer unschätzbareren Würde verlangt.“

Joseph Wresinski, 17. Oktober 1987